

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 28

Artikel: Der Fischfang

Autor: Riggебach, Emanuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„hier habt ihr einmal, als ich noch ganz klein war, einen großen Jungen geschlagen!“

„So!“ rief die Mutter, und erinnerte sich nun ebenfalls mit leisem Kopfschütteln. „Ja! Das war — das war — der verdorbene Bengel, der — der — nun, wie hieß er schon — Christian, richtig! Ins Wasser hat er dich gestoßen. Papa wollte ihn dafür in die Anstalt bringen. Da war der Strolch aber verschwunden.“

Annemarie starnte wie versteinert in den Fluß. Dann begann sie leise wie im Schmerz den Kopf hin und her zu wiegen. Und nach langem Schweigen rang sie mühsam und dumpf kleine Säge hervor.

„Schwere Sünde habt ihr auf euch geladen! Niemand hatte mich gestoßen. Bin hineingefallen. Der, den ihr geschlagen habt, hat mir das Leben gerettet.“

Die Mutter war peinlich berührt, und zweifelte an der Echtheit dieser Erinnerung. Als ihre Tochter aber immer deutlicher wurde, und von dem bohrenden Blick des Jungen zu sprechen begann, flogen graue Schatten über das Gesicht der alsternden Frau. Sie entsetzte sich abwehrend, wie Annemarie die Lähmung des Vaters mit diesem Irrtum in Verbindung brachte. Ja — die Lähmung hatte damals, kurz nach dem Ereignis, begonnen, und war gerade von der rechten Hand ausgegangen, von der Hand, die im Zorn den Lebensretter geschlagen hatte.

Und das Fräulein Annemarie vom Gute zwang die Mutter, sie durchs ganze Dorf zu allen Leuten zu begleiten, und fragte überall, was der Christian damals Schlechtes begangen habe. Aber niemand wußte etwas Schlimmes zu berichten. Im Gegenteil, es schien hier und da zu Gewissensbissen gekommen zu sein. Das Alter macht nachdenklich und scharfsichtig. Lob und Preis über Christian wurden immer vernehmlicher. Und der Schmied spuckte in die Hände: „Ein Tausendfassa! Ein feiner Kerl, der Christian. Bloß, er mischte sich gern in Dinge, die ihn nichts angehen.“ Dabei sah der Graukopf prüfend nach der Rollkammer hinüber und ließ irgend eine kleine Sorge über die Runzeln laufen.

Annemarie erlebte in ihrer Brust einen Triumph; aber dieser war unendlich weh und bitter. Und Mutter und Tochter vereinbarten, Bäterchen von diesem allem nichts zu berichten.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß leider gesagt werden, daß diese Geschichte zwei ganz verschiedene Abschlüsse hat.

Eines Tages kam ein fremder, schöner Mann im trefflichsten Alter ins Dorf. Er begegnete der Fräulein Annemarie. Und die beiden gingen als prächtiges Paar miteinander spazieren. Sie sind Eheleute geworden. Und Annemarie bekam als Familiennamen einen recht fremden, ausländischen Namen. Christian hieß der Mann nicht. Und doch war man im ganzen Dorfe der festen Überzeugung, daß der neue Gutsbesitzer, der Gatte von Annemarie, kein anderer als Christian, der verschollene Christian sei. Man glaubte diese Legende umso stärker, als die Magd der Frau Annemarie zu berichten wußte, daß der Herr am linken Fuß ein daumengroßes Muttermal trug. Und eben solch ein Muttermal, das wußten die vielerlei Pflegemütter jenes Knaben ganz genau, hatte der Christian bestimmt gehabt.

Doch weder Annemarie noch der Herr äußerten sich jemals zu diesen Gerüchten, die auch ihnen zu Ohren kamen. Und das Muttermal des Herrn bekam auch niemand wieder zu sehen. Die Eltern Annemaries waren in ein entferntes Bad gezogen, wo es dem alten Gutsbesitzer besser ging und er auch wieder seine Arme und Beine bewegen konnte. Die Lähmung war zuerst von der rechten Hand gewichen, durfte die Mutter ihrer Tochter hocherfreut schreiben. Doch der Fremde im Dorfe war bei den Leuten kein anderer als Christian.

Einzig der Schmied schien es besser zu wissen. Er erzählte von einem müden Wanderer, der eines Tages durch den Ort geschlendert sei. Vom Kirchhof her sei er gekommen. Und er habe überall so merkwürdig auf die Höfe gefehlt, als wollte er sich erinnern. Auch auf den Schmiedhof sei er gegangen. Der Schmied hat hinter der Gardine gestanden. Und der müde Wanderer habe mit solch sonderbarem Lächeln nach der Rollkammer geschielt und sei wirklich eingetreten und kopfschüttelnd herausgekommen und weggegangen.

„Das war der Christian, sag' ich euch“, schloß der Schmied jedesmal seinen Bericht. „Er hatte so eine Art, sich um Sachen zu kümmern, die ihn einen Dreck angingen.“

Und diese Besart ist stark glaubwürdig. Leider ist der Schmied inzwischen verstorben. Und es kann daher nicht mehr festgestellt werden, ob der alte Mann in dem müden Wanderer nicht den Verfasser dieser Aufzeichnung gesehen hat, der von dem Versatzstück in der Rollkammer des Schmiedes auch Kenntnis hatte.

Hermann Soland.

Der Fischfang

Von Emanuel Rickenbach

„Well“, sagte Coray, „ich komme!“ und verschwand mit ein paar langen Sägen im Hoteleingang.

„Er ist doch sehr sympathisch, dieser Amerikaschweizer“, vernahm ich da eine Stimme hinter mir, und wie ich mich umdrehe, kommt Fräulein Wespi auf mich zu. Sie sieht gut aus in ihrem sportlichen Kleid und den festen Bergschuhen, denn alle Gäste in diesem kleinen Berghotel treiben natürlich Sport, oder ziehen sich so an, daß man es meinen könnte.

„Wo wollen Sie denn hin mit Ihrer Angelrute?“ fragt sie lachend, da ich erstaunt über ihr plötzliches Erscheinen und das offensichtliche Interesse, das sie für Coray zeigte, nicht so rasch zu Worte kam. „Im hintern See gehen wir fischen, Coray und ich“, war mein Bescheid mit einer fast beleidigenden Herabhebung der letzten Worte. Ja, es war mir gar nicht daran gelegen, höflich zu sein, auch wenn dieses Fräulein Wespi noch so hübsch war, wollte ich ihr doch nicht den Gefallen tun, sie etwa zum Mitkommen einzuladen. Sie fand ja Coray so sympathisch, daß ich als gewöhnlicher Sterblicher, der nicht in Amerika aufgewachsen war, keine Aussicht auf Interesse hatte.

Da trat Coray aus der Tür in Knickerbocker, englischer Mütze und einer geraden, langen Pfeife im Mundwinkel. Er sah schlank und rassig aus, wie er mit seinen Angelgeräten auf uns zu kam. Sein Lächeln, das ihm um die Lippen spielte, als er uns wartend zusammenstehen sah, legte zwei Reihen tadeloser Zähne frei und gab ihm einen so beneidenswert anziehenden Ausdruck, daß ich das Schlimmste befürchtete. Und wenn ich mir auch die Lage blitzschnell überlegte, so war ich doch schon zu spät, denn Fräulein Wespi fragte Coray gleich nach dem Gruß, ob sie auch mitkommen dürfe, sie habe noch nie einen Fisch an der Angel zappeln gesehen. Da war der Schuß heraus, den ich befürchtete und ich sah Coray fest in die Augen. Ich glaubte darin ein verräterisches Glänzen wahrzunehmen und darum ließ ich ihn auch gar nicht erst zu Worte kommen.

„Hm“, sagte ich, „das ist gar nicht so interessant, so ein Fisch an der Angel. Das muß mit viel Geduld erkaufst werden. Können Sie stundenlang dastehen ohne ein Wort zu sprechen? Ja, das müssen Sie schon, sonst heißt sicher kein Fisch an.“

Fortsetzung auf Seite 697

Fortsetzung von Seite 689

„Psst!“ verteidigte sie Coray gleich, „das ist eine veraltete Tattit. Bei uns in Amerika läßt man das Grammophon spielen und zieht mit Musik die Fische an.“ „Und da kann man auch hin und wieder ein Wort zueinander sagen“, meinte Fräulein Wespi, „das hören dann die Tiere nicht mehr, wenn sie ganz befreit von Musik der Angel zuschwimmen.“ „Ganz recht“, stimmte Coray lachend zu und ich war mit meiner altväterischen Meinung glatt erledigt. Ich hätte nun sagen können: ich fische ja nicht, aber ich wollte mich nicht abhängen lassen und schwieg. Da machten wir uns denn zu dritt auf den felsigen Abkürzungs-weg, der zum hintern See führt.

Bis zu einem schluchtartigen Felseinschnitt ging ich auf dem schmalen Pfad voraus. Als ich aber auf dem kleinen Steg stand, der hinüberführte, fiel mir etwas ein, womit ich imponieren wollte.

„Coray“, sagte ich, „rufen Sie mal etwas laut in diese Schlucht.“ Er tat mir den Gefallen. Nach vollen zwei Minuten brachte das Echo erst seinen Ruf zurück. Mit einem überlegenen Lächeln kommentierte ich diese frappante Wirkung. „Was meinen Sie, Fräulein Wespi, so etwas sucht man in Amerika umsonst.“

„O, ich glaube doch“, wandte sich Coray an mich, der sich von mir nun angegriffen sah. „Auf unserer Farm in den Rocky Mountains zum Beispiel, stehe ich vor dem Zubettegehen ans offene Fenster und rufe hinaus: Wach auf! Es ist Zeit zum Aufstehen! Genau nach acht Stunden kommt das Echo zurück und weckt mich.“

Fräulein Wespi lachte aus vollem Halse. Coray war eben doch interessanter als ich. Und bis zum See lief ich nun hinterher. „Hat es hier überhaupt Fische?“ fragte mich Coray, als wir

ankamen, denn er schien zu befürchten, daß er nichts fange und ich ihm im Fischen überlegen sei. „Wie schwer war denn der größte, den Sie hier bis jetzt herausgezogen?“ fragte er gleich weiter. „Wie schwer, das weiß ich gerade nicht.“ Da mischte sich Fräulein Wespi auch schon ein. Sie hatte wohl immer noch Rachegedanken und sagte spitz: „Sie werden wohl keine Briefwaage gehabt haben, um ihre Beute wägen zu können.“ „Die passende Waage fehlte mir damals schon“, gab ich gereizt zurück, „denn als ich meinen größten Fisch hier aus dem Wasser zog, senkte sich der Seespiegel um fünfzig Zentimeter.“

Mein Gegenübel saß, denn selbst der interessante Halbamerikaner konnte meine Übertreibung nicht überbieten. Ich warf daraufhin lässig meine Angel aus und Coray schickte sich an, daselbe zu tun. Da aber Fräulein Wespi keine Lust hatte, nach meinem Rezept stundenlang stumm zuzusehen, machte sie Coray den Vorwurf, etwas abseits von mir nach amerikanischer Methode zu fischen.

Gegen Mittag bin ich dann allein ins Hotel zurückgegangen. Einen Vorwurf deswegen hat mir Fräulein Wespi nachher nicht gemacht, denn sie war so begeistert von dem Fischfang und dem Fisch, den sie nun doch hat zappeln sehen.

Bieri-Möbel
seit 1912 gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN Bern-Tel. 7.15.83



HOTEL ELITE BIEL

Täglich nachmittags und abends, sowie Sonntag vormittags:

*Orchester-Variété
Jo Fagel mit
Gaby d'Arvel*

vom Radio Luxemburg, Paris und Brüssel;
und Black, Hellseher, sowie Arno und Joe,
Clowneries.